Zeitschrift: Schweizerisches Schularchiv : Organ der Schweizerischen Schulausstellung in Zürich

Herausgeber: Schweizerische Permanente Schulausstellung (Zürich)

Band: 2 (1881)

Heft: 6

Artikel: Aus der Selbstbiographie eines appenzellischen Schulmeisters

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-285722

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

geben (siehe Tabelle). Dem stimme ich nun nicht bei, finde im Gegentheil die Unterbrechung der Monotonie der kurzen Buchstaben für das Auge wohlthätig. Ferner ist der Zwischenraum (Durchschuss) zwischen den einzelnen Buchstaben und zwischen den Worten nicht gleichgültig. Als gut durchschossen betrachte ich ein Buch, bei dem die Entfernung zweier n auf zwei auf einander folgenden Linien 3 *mm* beträgt. Die Grenze dessen, was man gestatten dürfte, scheint mir 2,5 *mm* zu sein. In frühern Zeiten waren die Zwischenräume grösser als jetzt, bis 4 *mm*; in den meisten Journalen der Jetztzeit viel weniger, bis 1,25 *mm*. Auch die Zeilenlänge ist nicht gleichgültig. Je kürzer die Zeile, desto leichter ist sie lesbar, ja Javal glaubt, dass die progressive Myopie in Deutschland in Folge der langen Linien so häufig sei. Die Journale haben gewöhnlich 80 bis 90 *mm* lange Zeilen, manche Fachschriften dagegen 109—120 *mm*. Hundert dürfte auch hier als Grenze bezeichnet werden. Zum Schlusse fasse ich meine Ansicht in folgenden Satz zusammen: „Die kleinste „n"-Grösse darf nur 1,5 *mm*, der kleinste Durchschuss nur 2,5 *mm*, die geringste Dicke des „n" nur 0,25 *mm* und die grösste Zeilenlänge nur 100 *mm* betragen."

Mittheilungen der Schweizerischen Schulausstellung.

Aus der Selbstbiographie eines appenzellischen Schulmeisters

(J. M. Buff)

die der Schweizerischen Schulausstellung in Zürich in freundlichster Weise im Manuscript zugestellt wurde, entheben wir die Schilderung seiner eignen Schullernzeit, in der Ueberzeugung, dass die frische und naturgetreue Darstellung auch unserm Leserkreis Vergnügen und Belehrung verschaffen und den Verfasser lieb machen wird.

„Es wird mir stets in angenehmer Erinnerung bleiben, wie ich im Frühling 1811 mit meinem ältern Bruder Johann Jakob und meiner ältern Schwester Anna Magdalena von Rothschachen in der Gemeinde Wald, wo meine Mutter als Wittwe ein schönes ertragreiches Gut besass und dasselbe mit ihren sieben Kindern, vier Söhnen und drei Töchtern, bewohnte, „in Wald uni i d'Schul ha döre go ond bim Scholmäster ä Nammebüchli chaufe". Ja, ja, das war eine Freude, als mir der Lehrer eine Fibel mit blumigem Deckel gab. Das erste Blatt hatte eine Menge schlechtgetroffener Bilder, deren Namen mit *A* anfingen und mit *Z* aufhörten, als: Adler, Bär, Kameel, Dachs, Esel, Fuchs u. s. w. Auf dem zweiten Blatt war das Alphabet, zuerst das kleine, dann das grosse, in merkwürdig grossen Lettern angebracht. Diese Fibel war nichts weniger als ein Lehrbuch. Es gab Schüler neben mir, die sich fast zu Tode daran langweilten, denn es lernte ein Jeder für sich allein. Der Lehrer ging, wenn er nicht schlief, von einem zum andern. Dann ging man mit einem Zeiger, den jeder Anfänger haben musste, über die Aufgabe her. Von den Wörtern ging es gar schnell zu den zehn Geboten, zum Glauben, zum Unser Vater und

andern Gebeten über. Ja, ja, das war eine Fibel; viele langweilten sich, zerrieben und zerfetzten mehr denn ein halbes Dutzend solcher „Namme-Büchli“; ich weiss nur von einem zweiten, das ich gebrauchte.

„Eine damals fast neue und wie man glaubte, zweckmässige Schulstube hatte auf zwei Seiten viele Fenster mit sehr schmalen Zwischenpfosten. Der Lehrer war vornen in der Mitte, von seinem Schreibpult aus ging noch ein kleiner Tisch. Die Geschlechter waren getrennt; auf der rechten Seite des Lehrers war ein langer Tisch, der bis zum Ofen ging, das war der „Mädla-Tisch“; links ein noch grösserer langer Tisch bis zur Thüre, das war der „Buba-Tisch“. Die ältern vorgerückter sein sollenden Schüler sassen vornen neben dem Lehrer. Auf beiden Seiten der Knaben und der Mädchen waren zu hinterst die Anfänger.

„Wenn der Schulmeister schlief, so ging es oft bunt her. Die hervorragendsten Genies gingen verschieden an's Werk. Will hier nur Ein Beispiel erzählen. Mein Bruder Joh. Jakob gab dem Lehrer viel zu thun und dennoch hatten sie einander gern. Einst sagte er der Mutter: „Wenn i mä, i well ihn strofa, so chan is fast nüd“. Wir hatten daheim einen alten vorräthigen Küchenkasten, darin viele, viele alte Waaren verwahrt wurden. So waren denn auch einmal viele aus der Mode gekommene Kleiderknöpfe darin. Aber dem umsichtigen Bruder entging es nicht, diese Knöpfe gut zu verwenden. Er reinigte aus den gelben Knöpfen das Harzige heraus, machte mittelst feinem Eisendraht aus dem messingenen feinen Bleche eine Art damals in der Mode gewesener Ohrenbehänge. Zunächst gab er einer der vornehmsten Schülerinnen solche Ohrenzierde und der Artikel, welcher gratis gegeben, kam so in Mode, dass bald alle mit solchen geziert waren. Solches und Aehnliches geschah, während der „Scholmäster“ schlief.

„Jeder grössere Schüler hatte seinen schönern oder minder schönen „Ohser“, d. h. einen viereckigen Zwilchsack, oben mit zwei starken ziemlich breiten Stäben versehen, worin auf beiden Seiten Löcher angebracht, mit welchen durch ein Gebind das Möbel geöffnet, geschlossen oder auch aufgehängt wurde. Die der Reichern oder Vermöglichern waren gemalt; ein Reiter auf hohem Ross war gewöhnlich auf der einen und ein Haus oder eine Kirche auf der andern Seite. Solch' einen Reuter und Haus trug ich zu hundert Malen in die Schule und wieder heim. In diesen „Ohser“ oder Sack kamen die Bücher, der Schreibbogen Papier, Federbüchse oder Federrohr, das Tintenfass. Ein Bogen Papier kostete einen Kreuzer, ebenso eine Kielfeder. Wenn es gegen die Ostern ging, gab es bessere Kielfedern als sonst im Jahre, und mancher versah sich damit, dass er noch im Herbste eine Osterfeder hatte, indem er sie wie Gold sparte. Auch die Tinte war vor Ostern schwärzer, besonders wenn man im Begriffe war, „eine Osterschrift zu thun“, d. h. eine Probeschrift zu machen, die dann am Palmsonntag nebst anderen numerirt wurde. Wer dann Nr. 1 erhielt, war wie ein Halbgott geachtet und in hohen Ehren gehalten.

„Als ich das erste Mal (1811) in die Schule ging, war ich nicht völlig sechs Jahre alt. Im Jahr 1812 durfte ich, da ich den Katechismus und das Gebetbüchlein fertig mit Lesen hatte, den Anfang im Schreiben machen. An der künftigen Ostern (1813) hatte ich unter 36 Knaben Nr. 3. Das war ein Lärm und Gerühm um mich, fast konnte ich's nicht begreifen, wie ich auf einmal so hoch gestiegen.

„Ich will ein solches „osterliches Examen", wie es unten an der Probeschrift der Lehrer mit schöner, kräftiger Handschrift hinmalte, beschreiben. Wochen und Wochen wurde von den grössern Schülern einzig nur geschrieben, bis die Osternschriften fertig waren. Am Palmsonntag wurden die Probeschriften von den intelligentesten Vorstehern, oder wie man damals sagte, Rathsherren nebst dem Pfarrer nach der Schönschrift numerirt. Alles war am Palmsonntag gespannt, nicht nur die Schüler mit ihren Eltern; es gab ein förmliches Dorfgeschwätz. Am Palmmontag wurden die Katechismusfragen, Bibelsprüche, Psalmen u. s. w. zum Auswendiglernen und dann auch zum Aufsagen in der Kirche am Ostermontag aufgegeben. Der Knabe, welcher Nr. 1 hatte, wurde mit dem Hersagen des 150. Psalms beehrt, welche Ehre ich auch einmal (1815) genossen.

„Die ganze Osterwoche wurde einzig nur dazu benutzt, um das gegebene Pensum auf den Ostermontag recht gewiss einzulernen. Das war ein Lärm in der Schule, wenn Alle so untereinander leiser und lauter einlernten, bis der Lehrer mit seinem Rodel kam, worauf die Namen der Schüler und ihre Pensa standen. Da wurde beim Kleinsten angefangen und bei Nr. 1 aufgehört.

„Da hiess es z. B.: „Michael Buff in Rothschachen! Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?" (Antwort): „Das ewige Leben!" „So, es ist brav!"

„Wenn es hiess: „Es ist brav", das war viel mehr werth, als „es ist recht". Und so ging es fort bei den Knaben und Mädchen.

„Am Charfreitag Nachmittag, da es wieder Werktag war (am Vormittag ging man in die Kirche), holte man in der Schule die Osternschriften ab, die bei vielen zum Betteln benutzt wurden.

„Diese Schriften hatten links oben einen mächtig grossen vergoldeten Buchstaben, daneben oben an der Schrift eine Zeile mit sehr grossen Lettern, dann noch eine kleinere Frakturzeile und alsdann des Schülers Schrift. Um den vergoldeten Buchstaben wanden sich Blumen u. s. w.

„Für die Kinder war der Ostersonntag ein grosses Fest. Um 8 Uhr ging's schon lebhaft her. Alle Fenster der Schulstube gegen die Kirche wurden halb aufgezogen, so dass alle Kinder von Aussen her gesehen werden konnten. Das war etwas Ausserordentliches, weil im Jahr nur einmal; und wenn es noch so kalt und noch so windig war, diese Fenster mussten dennoch geöffnet werden

„Nach dem Gebet wurde dann das Pensum noch viel ernstlicher eingelernt. Etwa um 10 Uhr kam der Lehrer mit dem Rodel und fragte, mit Namen und Geschlecht und Wohnort nennend, die Pensen alle ab. Um 11 Uhr war schon ein „Luegen und Plangern", ob das Essen bald komme, denn heute Mittag

wurde in der Schulstube gegessen. Das war ein Gedräng, ein Stossen und Geschwätz. Nr. 1 der Knaben lud den „Scholmäster“ zum Essen ein, Nr. 1 der Mädchen die „Scholmästeri“. Beide Nr. 1 hatten fast immer eine Pastete und Wein.

„Nach dem Essen machte der Lehrer einen Spaziergang zur Wohnung Nr. 1, wo die Schüler mit Nüssen u. drgl. bescheert wurden; ehe aber der Spaziergang, in Prozession immer zwei und zwei „Gspanen“ angetreten ward, wurden vom Lehrer die alten Ruthen von der Schulstube hinausgeworfen; das war etwas sehr erwünschtes, auf das von den Stärksten mit Sehnsucht gewartet wurde. Das gab ein Reissen hin und her, drüber und drunter! Wie manchen Riss in die Hosen, Westen, setzte es ab!

„Schon am Palmsonntag wurden die „Gspanen“ zugetheilt und diese Art Freundschaft dauerte oft viele Jahre mit der Bemerkung: „du bist au amol min Gspane gsi“. Das Ende des Ostersonntags war kaum zu erwarten. Montag Morgens 7—8 Uhr fragte der Lehrer das letzte Mal das Pensum ab. Dann ging es unter Gedräng, — die Kinder im höchsten „Staad“, d. h. auf's Höchste ausgeputzt mit ungemein vielen Sträussen aus Kunstblumen — auf beiden Seiten Spaliere bildend, und unter dem Geläute aller vier Glocken in die Kirche. Dort wurde von der Gemeinde unter Orgelbegleitung ein Psalm aus dem Lobwasser gesungen, vom Pfarrer gebetet, gepredigt und dann die Kinder alle abgehört, gerade so, wie es der Lehrer in der Woche vorher so oft gethan.

„Wie es in die Kirche ging, so ging es aus derselben in's Schulhaus, der „Scholmäster“ bei den Knaben voraus, die „Scholmästeri“ bei den Mädchen, alle, alle ihren „Gspanen“ an der Hand. In der Schulstube angekommen, durfte diessmal auf die Tische gesessen werden. Dann kam der Lehrer mit seinem Nebelspalter oder Dreizapfenhut (die Mode war damals, dass die Krempe des Hutes auf drei Seiten aufgestülpt wurde) und gab jedem Schüler aus der Hutgupfe einen ganz neuen Batzen (im Werthe von 14 Cts.). Die allervordersten erhielten mehr, Nr. 1 einen Sechsbätzer (= 84 Cts.). Jetzt war das Osterfest zu aller Leid beendigt. Ein „Gspane“ lud den Andern ein, bei ihm zu Mittag zu speisen. Dann gingen sie Nachmittags zu den Eltern der Eingeladenen, wo der Einladende sehr freundlich behandelt und beschenkt wurde.

„Auch an diesem Feste fehlten die Leckerli-Krämer mit ihren Tischen und Brettern nicht. Das ist so Appenzellergebrauch.

„An der Ostern 1815, da ich noch nicht völlig 10 Jahre alt war, hatte ich bei den Knaben Nr. 1 und meine gute, liebe Mutter meinte nun, es sei nun Alles mit mir gewonnen, ich brauche nicht mehr in die Alltagsschule zu gehen, obschon ich vom Rechnen fast gar nichts und vom Lesen wenig verstand. Mir that es leid. Der Lehrer (nicht derjenige, welchen ich von Anfang an hatte, ein aus sardinischen Diensten heimgekommener Soldat, sondern derjenige, welcher bei Herrn Pfr. Steinmüller in Rheineck einen Lehrkurs von 1/4 Jahr durchgemacht und im Jahr 1814 als Lehrer nach Wald gewählt worden), dieser

Lehrer, Laurenz Niederer, hatte mich sehr lieb und sprach mit mir wie ein Vater mit seinem Sohne; auch ich hatte ihn sehr lieb. Dieser Lehrer hat bei dem 1814 in Wald gewählten Pfarrer Weishaupt ein Wort eingelegt. Ganz unerwartet kam Herr Pfarrer Weishaupt zu uns in den Rothschachen und hielt bei meiner Mutter für mich an, dass sie mich doch noch länger in die Schule schicke. Dieses Ansinnen kam der Mutter sehr unangenehm, denn sie hätte mich gerne zum Arbeiten daheimbehalten. „Wie kommt das, Herr Pfarrer! so redete sie, dass Micheli noch länger in die Schule gehen sollte und hat doch letzte Ostern Nr. 1 erhalten?“ Der Pfarrer setzte ihr best möglich auseinander, dass es nicht einzig auf dieses Schönschreiben ankomme, kurz der weise Mann brachte es dazu, dass ich noch eine kurze Zeit in die Schule gehen durfte. Ich hatte eine ungemeine Freude, ebenso der Lehrer. Aber o wehe, bald gab es so nach und nach der Absenzen immer mehr. Das wirkte übel auf den Lehrer und mich. Ich kam in die „Donnstischul“, d. h. eine Art Mittelschule, die jeden Donnerstag 1/2 Tag gehalten wurde, dann später in die Repetierschule, die alle Monate einmal gehalten ward.

„Ich hatte wenig gelernt und vergass noch das Wenige, das ich hatte. Nach und nach kamen auch an mich, wie wohl ich stets für wohlgesittet galt, die Flegeljahre. Ein grosser Theil der Repetierschulzeit wurde zum Hersagen eingelernter Katechismusfragen und Bibelsprüche verwendet. Obwohl Pfarrer Weishaupt die ganze Ursache war, dass in Wald eine weit bessere Schulorganisation zu unserm Besten eingeführt war, so hatten wir ihn lange Zeit noch nicht so lieb, wie der abgetretene Pfarrer Adrian Schiess uns lieb war. Dieser scherzte mit uns manchmal, gab mir manche Blume aus dem Pfarrgarten, Pfarrer Weishaupt hingegen war immer ungemein ernst. Sein Aeusseres sprach uns lange nicht so an, wie dasjenige von Pfarrer Schiess. Wir fürchteten den Herrn Pfarrer Weishaupt wie ein Schwert, besonders da er es einführte, dass, wer in der Repetierschule die Pensen nicht perfekt konnte, sie am folgenden Sonntag Nachmittag in der Kirche aufsagen musste. Viele konnten sie vor Schrecken nicht hersagen und mussten Kirchenstrafe leiden. Das gab dann Dorfgeschwätz. Der in der Kirche Aufsagende kam in eine Art Verachtung. Ich hatte eine peinliche Furcht vor diesem Aufsagen in der Kirche. Als wir einmal den ganzen vierten Hauptpunkt des Katechismus zur Aufgabe hatten, sagte ich zum Lehrer noch vor der Schule: „lueg du, i ha de viert Hauptpunkt so gut gelernt, dass ich ihn von Anfang bis End sammt Frag und Antwort ganz oswändig cha“ und habe ihn denn auch bei dem Pulte des Lehrers vor diesem von Anfang bis zu Ende unangefochten hergesagt. Als dann aber später Pfarrer Weishaupt in die Schule kam, und wir aufsagen mussten, so konnte ich's nicht vor lauter Furcht und ich wurde zum Hersagen in der Kirche verurtheilt. So zahm ich sonst war, diessmal stand ich eben schon als Bub auf die hintern Beine. „Bewahr Gott, ihr Wäldler, ihr bekommt mich nicht; mir ist Unrecht geschehen“. Der Mutter daheim erklärte ich rund und fest heraus, dass ich diese Schande

nicht über mich bringe; lieber entlaufe ich, ich bringe mich schon durch die Welt. Kurz, die Sache kam so weit, dass ich wirklich von Wald wegging und bei meinem Schwager B. H. in Trogen Weberknecht wurde. Meine Sache in Trogen ging, wie es bei Buben in diesem Alter meistens geht, recht und schlecht, anfangs ganz gut, aber der Schwager hatte den Fehler, dass er aus Hauslichkeit schlechtes Garn kaufte. ... Ich bekam einen wahren Eckel gegen das Weben, und der Schwager konnte mich nicht kontrolliren, weil ich mich auf das schlechte Garn stützte, das an allem Misslingen Schuld sei. In Trogen musste ich zu Lehrer Seb. Rechsteiner in die Repetierschule. Noch sehe ich im Geiste den alten Pfarrer Knus und den Rathsherrn Matth. Sturzenegger vor mir in der Schulstube, wo ich vor der ganzen Schule, Maidlen und Buben, im Schreiben und Lesen geprüft wurde. Hier in Trogen war das Kirchenaufsagen nicht im Gebrauche, darum konnte ich auch jedesmal meine Pensen richtig und ohne Fehl hersagen. Bald merkte ich jedoch, dass kein liebender Lehrer Niederer hier war. Es wurde z. B. hier noch an den langen Schultischen, wie ehemals in Wald Schule gehalten. Es waren keine Wandtafeln u. drgl. in der Schule. Es wurde u. A. diktirt und nachher das Diktirte durchgesehen; wo ein Fehler war, da wurde ein Strich gemacht, und weiter keine Bemerkung, warum, wie, was, gar nichts, man musste es staunend errathen; Erläuterungen wurden keine gegeben. Im Singen, in dem alle Samstag Abende Unterricht gegeben oder auch nicht gegeben wurde, sang der Lehrer Schweizerlieder vor; wer es vermochte, konnte mitsingen. Aber auch bei dem trefflichen Lehrer Niederer in Wald wurde niemals erklärt, warum diese Note ut, jene re, mi, u. s. w. heisse, da sie doch alle gleich aussehen, gleich gross u. s. w. Von einem Jugendfreunde wurde ich auf mein Befragen inne, dass es auf die Stelle ankomme, wo sie stehen. Dieser Mangel an meinen Lehrern kam dann meinen nachherigen Schülern sehr zu gute, indem ich eine Einrichtung mit mächtig grossen Noten oder Singzeichen machte, wo diese unter schwarzem Gespann sich bewegen konnten. Das Gespann bestand aus fünf Linien. Die gleiche Note konnte dann auf die ut-Stelle, oder re-Stelle u. s. w. gerückt werden; auch der dümmste Schüler verstand mich nun.

„Jetzt kam die Zeit meiner Erlösung aus dem dunkeln unfreundlichen Webkeller. Im Jahr 1821 wurde mit dem 1. Februar die Kantonsschule in Trogen, damals und in Trogen jetzt noch „Institut“ genannt, eröffnet. Es kamen vor meinem Webkeller gar viele Institütler vorbei. Ich wäre gerne auch Institütler geworden, durfte aber nicht, durfte nicht athmen davon. Mein Jugendfreund, des Nachbarn Knabe, *musste* gehen, obwohl er sehr ungern allemal den Weg unternahm. Seit dieser Zeit wurde ich auffallend stille und sann immer dieser Sache nach. Man drang in mich, ich war offen und sagte es gerade heraus, was mich so sehr drücke, und mit dem 1. März ging auch ich in's Institut. O mit welchem Ernst unternahm ich den ersten Gang dahin! Ich wurde daselbst

sehr gut gehalten und durfte auch des Nachts, so lange Herr Direktor Zuberbühler seinen Zöglingen vorlas, dort verbleiben.

„Ich hatte den meisten Unterricht bei Herrn Lehrer Egli (wir aber sagten Eggli). Dieser Lehrer nahm sich meiner herzlich an, und dass ich nicht mehr bei ihm lernte, daran war der Mangel an Methode, Lehrmitteln u. drgl. in damaliger Zeit schuld. Im Sprachunterricht musste ich viele, viele Wochen dekliniren und später konjugiren, ganze dicke Hefte voll. Nach einem Vierteljahre sollte ich dem Schwager, meinem Vogte, Rechenschaft ablegen, was ich gelernt. Ich sagte ihm alles offen und gerade, aber es gefiel ihm nicht und es wurde beschlossen, dass ich wieder in den Keller zum Weben zurückkehren sollte. Das war schlimm. Ich entdeckte meinen Jammer dem Herrn Lehrer Egli. Dieser erbat sich beim Schwager einen Besuch. An einem Sonntag Abend kam dann Herr Egli, und ich musste schnell meinen ältesten Bruder, der schon lange Familienvater war, holen. Als Bruder, Schwager und Herr Egli in der Stube waren, hiess man mich hinauf in die Kammer gehen. Oho! da kommt nun das Gericht über mich! Gerne ging ich hinauf, denn ich stützte mich auf Herr Egli. Droben angelangt, merkte ich, dass unten in der Stube ein Fenster offen geblieben, kurz, ich verstand jedes Wort, das über mich geredet wurde. Es koste zu viel, mein kleines Vermögeli erleide das nicht! Aber Herr Egli stand mannhaft für mich ein und schilderte meinen guten Willen, meinen steten Ernst, meine guten Anlagen zum Zeichnen und schilderte hierin meine grossen Fortschritte (wie er meinte, obwohl diess im Grunde kein Zeichnen war, — die jetzige Zeit — nach 50—60 Jahren lehrt anders). Das Rühmen von meinem Zeichnen rettete mich wieder für einstweilen vom Webkeller und ich blieb im Institut.

„Es kam aber ein unglückliches Intermezzo über mein liebes Institut. Herr Zuberbühler wurde für lange Zeit sehr, ja auf den Tod krank. Einst besuchte ich ihn und er zeigte mir seine furchtbar abgemagerten Beine. Ich erschrak und fürchtete ihn zu verlieren, was auch geschah, obwohl er noch viele, viele Jahre am Leben blieb und in Gais sowohl als Lehrer wie auch als Erzieher wirkte; später wurde er Gemeindehauptmann in Gais und noch später kam er wieder als Direktor an die Kantonsschule. Wegen Ueberhandnahme der Krankheit des Herrn Zuberbühler musste die Kantonsschule in's Dorf Trogen, in das Haus des Herrn Joh. K. Zellweger versetzt werden. Endlich entschloss sich Herr Z. zur Resignation und es kam an seine Stelle Herr Hermann Krüsi und mit diesem auch zum Theil andere Methoden. Ich war gerne im Institut, freute mich alle Morgen, dahin zu gehen, aber mein kleines Vermögeli schwand tüchtig dahin, denn ich musste nicht nur Kost und Logis, sondern auch das Lehrgeld selbst bestreiten.

„Um etwas Weniges zu verdienen, ward ich neben dem Institut theilweise Hauslehrer. D. G. und K. Schl., Geschwisterkinder, kamen alle Morgen um 7 Uhr bei Herrn G. zusammen und ich gab ihnen Unterricht im A B C, Buch-

stabiren, Syllabiren und Lesen. Später kamen solche kleine Kinder bei meinem Bruder Joh. Ulrich in einem obern Zimmer zusammen und ich unterrichtete sie gleicherweise. Als es dann aber gegen den Winter ging, wurde es im Zimmer zu kalt, und ich accordirte mit einem Schneider, der in der untern Stube wohnte. Dort richtete ich meine Bude auf, lehrte, während der Schneider nähete oder glättete. Es kamen auch des Nachts grössere Buben und nahmen Unterricht im Rechnen, obwohl ich selber nicht viel konnte, denn ich wäre damals selber noch nicht im Stande gewesen, mit mehrziffrigen Zahlen zu dividiren, von Brüchen war keine Rede. Ich bekam immer mehr Zuspruch und mit Ende 1822 trat ich aus dem Institut. Die Schneiderboutique wurde nach und nach zu enge und mit Ostern 1823 eröffnete ich im alten Schulhäuschen neben dem alten Pfarrhause (damals noch dem wirklichen Pfarrhause) die erste Primarschule in Trogen, die eine Einrichtung hatte, wie es die Primarschule fordert. Ich brachte mich mit Anschaffung von Schulpulten, von Wandtafeln, Büchern in Unkosten und kam so ziemlich tief in die Schulden, aus denen ich mich viele Jahre lang nicht hinauswand. Wohl hatte ich immer eine schöne Anzahl Schüler, denn ich stand als Lehrer in gutem Rufe, aber es erforderte auch immer mehr und mehr Ausgaben, theils sehr nöthige, theils auch nur eingebildete.

„Nachdem ich vom Frühling 1823 bis zum Herbst 1826, also 3½ Jahre, Privatschule gehalten, verliess ich Trogen und trat in das berühmte, damals sehr stark besuchte, Hünische Institut zu Horgen, theils als Lehrer, theils noch als Schüler. Denn die Sache in Trogen gestaltete sich also: Ein ganz stiller, fast verschlossener Knabe, Sohn des Barth. Zuberbühler von Trogen (es ist der nachmalige Seminardirektor) konnte unentgeltlich die Kantonsschule besuchen. Nach Jahren fing auch er an, Schule zu halten, gerade so, wie auch ich es drei bis vier Jahre früher gemacht hatte. Ich ging zu Seb. Zuberbühler's Vater und sagte ihm ganz biedermännisch und offen: „Siehe, Bartli, dein Bastian fängt an Schule zu halten und Jeder hat oder bekommt seinen Anhang. Zwei Privatlehrer finden ihr Unterkommen nicht. Entweder weiche du mit deinem Sohn, oder ich will weichen und dir dann die ganze Schule mit allen Pulten, Wandtafeln, Büchern u. drgl. käufflich überlassen. Wir sind beide Bürger von Trogen, wir wollen einander die Sache nicht verderben". Das Auswandern von Trogen hat dann mich getroffen. Noch sehe ich es im Geiste, wie ich eines Nachmittags im Hause meines Bruders in Oberdorf dem Sebastian Zuberbühler meine damals wohl und schön eingerichtete Schule übergab. In Horgen hatte ich auch meine Auslagen und tröstete mich mit den kommenden Geldern der verkauften Schule. Es zeigte sich aber, dass Seb. Zuberbühler gar bald Trogen verliess und nach Basel zu weiterm Studium zog. Die Schule kam sammt Allem an einen Hohl, der dann aber auch wegging und eine Primarschulstelle in Kurzenberg annahm. Nach Verfluss von nicht völlig 1½ Jahren schrieb mir Oberst R. in Trogen, ob ich mich nicht entschliessen könnte, wieder nach

Trogen zu kommen, um die verlassene Schule weiter zu führen. Es gab mir viel zu bedenken, besonders da Herr Heinrich Hüni, der spätere Regierungsrath, mich durchaus nicht gehen lassen wollte; aber mein Patriotismus siegte; im Jänner 1828 eröffnete ich auf's Neue eine Privatschule in Trogen.

„Noch bin ich den Herren Gebrüder Hüni, Andreas und Heinrich, Gründern des damals so berühmten Instituts in Horgen, Ehrenmeldung schuldig. Hier lernte ich arbeiten. Hier gab es keine halbstündigen Zwischenpausen in den Lehrstunden; der Stundenwechsel musste genau gehalten werden; in Zeit von wenigen Minuten hatte jeder Lehrer in seiner Stube die betreffende Klasse bei einander. Nur die Stunden von 4—6 Uhr Abends waren frei, sonst war Alles vollauf beschäftigt. Ja, da lernte ich arbeiten, was mir später sehr wohl bekam".

[Schon Ende 1828 nahm Buff, in Folge der Konkurrenz einer neu eingerichteteten öffentlichen Primarschule in Trogen eine Lehrstelle in Bühler an, wurde aber 1835 in Folge von allerhand Machinationen von derselben entfernt. Aber im nämlichen Jahr noch ward er zum Lehrer in Herisau gewählt und wirkte daselbst 19 Jahre in frischer Kraft; 1854 trat er in den Ruhestand].

Rezensionen.

Lehr- und Lesebuch für die mittleren Klassen der schweizerischen Volksschulen von H. R. Rüegg. Verlag von Orell Füssli & Co. Preis 90 Cts.

Wer mit der schwierigen Aufgabe, den sprachlich und inhaltlich so unvermittelten Lesestoff für die erste Realklasse diesem Alter mundgerecht zu machen, näher vertraut ist, wird gewiss das soeben erschienene Lehr- und Lesebuch von H. R. Rüegg mit hoher Befriedigung durchgehen und lebhaft wünschen, dass ihm bald der Weg in die Zürcherische Volksschule eröffnet werde. Als fröhlich gelaunter Kinderfreund die ernste Arbeit mit heiterm Spiel würzend, wird es gewiss der lernbegierigen Jugend Interesse und Freude wecken.

Anschliessend an den Lesestoff des dritten Schuljahrs bietet der erste Abschnitt eine reiche Auswahl Erzählungen, Märchen, Fabeln und Gedichte ernsten und heitern Charakters. Dass die meist sinnigen Poesien nicht als Anhang erscheinen, sondern ganz ungezwungen als Blumen am Wege das Ganze durchduften, ist sehr zu begrüssen. In formeller Beziehung gerechtfertigt ist auch die Rücksicht auf die Orthographie, den in der Prosa gültigen Regeln im Gebrauch der Majuskeln auch in Gedichten treu zu bleiben.

Die Sprachlehre behandelt von den Wortarten nur das Hauptwort, Fürwort und Zeitwort. Durch diese Vereinfachung des Pensums ist Raum gewonnen, die Deklination und Konjugation mit ausreichender Gründlichkeit und Musse zu erklären und zu üben. Nicht unwesentlich zur Erreichung der wünschbaren Sicherheit in der Orthographie ist, die wichtigsten sprachlichen Uebungen der ganzen Elementarstufe kursorisch zu repetiren und einst geläufige Regeln wieder aufzufrischen.

Die Fassung der realistischen Abschnitte ist eine, sowol nach Anlage und Tendenz als Ausführung im Einzelnen, glückliche zu nennen.

In der Geographie gelangen in kurzen Besprechungen einer idealen Gegend die geographischen Vorbegriffe zur Erklärung und Darstellung, stets zur Vergleichung mit den Verhältnissen des eigenen Wohnortes wie auch zu deren mündlichen, schriftlichen und bildlichen Darstellung anleitend. Aus dem einfachsten Plänchen entwickelt sich in stetiger Erweiterung und Vertiefung des Gewonnenen ganz naturgemäss die fertige Karte. Wie unendlich interes-